

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 145.

Samstag, 24. Juni.

1916.

Die Braut aus Kanada.

(7. Fortsetzung.)

Roman von Hedda von Schmid.

(Nachdruck verboten.)

„Ja“, meinte Henrika kurz und blickte über Fred hinweg. „Großvater sagte immer: „Aeider machen Leute“, wenn sich die Poladen, die bei uns drüben in Kanada Bäume fällten, Sonntags wuschen und umkleideten.“

Fred Delarue, der, trotz seiner noch jungen Jahre, die verwickeltesten kaufmännischen Geschäfte mit großer Besonnenheit zu erledigen pflegte, der, wenn er bei Stimmung war, als ein brillanter Gesellschafter in den Salons seiner Kreise galt, war diesem jungen Ding gegenüber plötzlich um eine passende Antwort verlegen.

War das ein Spiel von ihr? Hatte sie es gemerkt, wie unangenehm es ihm gewesen war, sie in ihrem Aufzuge aus Kanada herüberzubolen? Allein nichts in Henrikas unbefangener Miene deutete auf eine Malice ihrerseits hin, sie blickte ihn sogar voll an. Sie „schielte nicht mehr unter halbgeschlossenen Augenlidern“ hervor, wie während der Überfahrt nach Europa.

Er fragte sie hastig, ob sie Nachrichten von Hans habe. Es entging ihm nicht, daß sich ihre Stirn fast unmerklich krauste, als sie erwiderte: „Ja. Es geht ihm gut. Er schreibt bloß Karten. Sie wissen ja, seine Zeit ist immer so knapp. Aber es geht ihm gut, und das ist die Hauptsache.“

„Selbstverständlich. Und es freut mich, das zu hören“, sagte Fred und wandte sich nun ausschließlich Thea zu. Unwillkürlich blieben die beiden ein paar Schritte hinter den anderen zurück.

„Ich wollte mich von dem Ergehen meinen kleinen Reisegefährtin überzeugen“, sagte Fred, offensichtlich bemüht, sein plötzliches Auftauchen hier am Schlachtensee Thea gegenüber zu erklären.

Diese jedoch achtete nur auf die Sprache, die seine Augen zu ihr redeten — und die hatte er nicht in seiner Gewalt. Thea fühlte, daß sie einen tiefen Eindruck auf Fred gemacht hatte. Ein Bittern ergriff sie bei diesem Gedanken, und doch konnte sie sich der Befürchtung, daß ihr schwere Herzenskämpfe bevorstanden, nicht erwehren. Ihre Liebe zu Fred Delarue würde in einen Konflikt mit ihrer Neigung zur Bühne geraten. Sie hatte sich doch mit ganzer Seele in den Gedanken hineingelegt, Schauspielerin zu werden, sie hatte geglaubt, darin einen Lebensinhalt zu erblicken. Und nun war der Mann, der eben an ihrer Seite ging, mit einem so starken Einfluß auf sie in ihr Dasein getreten, daß alles ins Wanken geraten war in ihren mit so viel Liebe und Hoffnung erbauten Zukunftsplänen. . . . Dieser innerliche Zwiespalt verlieh ihrem sonst festen und frischen Wesen etwas ungewohnt Weiches, wodurch der Zauber ihrer Erscheinung in Freds Augen noch erhöht wurde.

Er war erst seit wenigen Tagen wieder in Berlin.

Dringende Geschäfte hatten ihn bis heute unausgeseht in Anspruch genommen; dann hatte er unter dem Vorwand, den er sich auch selber vorkaufte — sich nach Henrika umzusehen, bei Grönings seinen Besuch ge-

macht. Die Enttäuschung, Thea wieder nicht zu Hause anzutreffen, hatte seine Sehnsucht, sie wiederzusehen, gesteigert.

Und nun schritt er endlich neben ihr dahin.

In Theas Augen lag ein verklärter Glanz, die herbstliche Welt um sie herum erschien ihr in das lichteste Sonnengold getaucht — alle Schatten der letzten Wochen waren mit einem Schläge verschwunden. . . . Wie ein wundervoller Traum war es. . . . Fred Delarue, mit dem ihre ganze Seele sich seit der ersten Begegnung beschäftigt hatte — war endlich gekommen. . . .

Er erzählte ihr von seiner kanadischen Reise, berichtete von Hans, flocht ein paar Worte über seine Mutter, die noch zur Nachkur in einem Bade weilte, ein, plötzlich hielt er inne und lauschte — ein helles Lachen war zu ihm herübergellungen. . . .

Überrascht bemerkte er: „Ich versichere Ihnen, gnädiges Fräulein, daß ich eben zum erstenmal Henrika du Santos lachen höre. Sie hat während der Reise über den Ozean kaum zehn Worte täglich geredet, geschweige denn einmal gelacht. Ich bin überrascht, wie unglaublich schnell sie sich in der kurzen Zeit ihres Hierseins verändert hat. Süßlich kann man sie ja auch eben noch nicht nennen, aber doch ist sie in ihrer äußeren Erscheinung jetzt Dame, das heißt“, verbesserte er sich, „sie macht den Eindruck eines wohlgezogenen Badfisches aus guter Familie.“

„Henrika sagte Ihnen ja vorhin, Herr Delarue, daß Aeider Leute machen“, bemerkte Thea lächelnd, und fügte dann hinzu: „Wir sind alle auch sehr erstaunt über die Veränderung, die mit Henrika vorgegangen ist. Bruder Hans würde Augen machen, wenn er seine Braut jetzt sehen könnte. Und dabei gibt sie sich eigentlich gar keine sonderliche Mühe, anders zu sein. Es fliegt ihr alles von selber an. Sie besitzt eine außergewöhnliche Anpassungsgabe. Ich glaube, sie ist ungeheuer talentvoll. Sehr musikalisch. Obgleich sie niemals richtigen Musikunterricht gehabt hat, singt sie ganz entzückend. Neulich hat sie auf Heimo Gelters Gitarre gespielt und spanische Lieder gesungen. Das Gitarrespielen hat sie von einem Italiener, einem Angestellten ihres Großvaters, gelernt. Wenn sie ein bißchen auftritt, kann sie wirklich ganz reizend sein, und ihre Stimme ist wunderhübsch. Ich glaube aber nicht, daß mein Bruder mit dieser Frau glücklich werden wird. Sie hat ihn nicht lieb. . . .“ schloß Thea leise.

„Warum glauben Sie das?“ drängte es Fred, sie zu fragen.

„Warum? Nun, weil man dann anders ist, wenn man jemand lieb hat“, erwiderte Thea schnell und wurde purpurrot.

Bevor Fred ein Wort entgegenen konnte, war sie ihm um ein paar Schritte vorausgeeilt. „Kommen Sie, Herr Delarue, sonst versäumen wir den Zug. Ich muß heute abend noch in meine Stunde.“

„Sie nehmen noch Unterricht, gnädiges Fräulein? Worin denn, wenn ich fragen darf? Ist es Malen —

Hauschneiderei — Singen — Klavierspiel — Kochschule?" zählte er scherzend an seinen fünf Fingern her.

„Deklamation“, sagte Thea leise und blickte ihm dabei gerade ins Auge.

Einmal mußte er es ja doch erfahren.

„Deklamation“, wiederholte er harmlos, „oh, das ist sehr nett. Eine Cousine von mir erntet immer rasenden Beifall, wenn sie auf den Nachmittagstees bei meiner Mutter kleine, niedliche Säckelchen vorträgt. Sie macht das auch wirklich sehr hübsch.“

Bei seinen Worten zuckte ein Bild durch seinen Sinn: Thea Gröning, in einem weichfließenden, hellen Seidenkleid im Salon seiner Mutter, wo diskretes Lampenlicht herrschte, wo dicke Teppiche jeden aufdringlich lauten Schall wohlthuend dämpften, wo das silberne Teegeschirr hier und da aus den matten Lichtreflexen aufblühte, und der Bediente süßen spanischen Wein und kleine Kuchen unhörbar servierte. . . . Thea Gröning, an den Kamin gelehnt, mit ihrer klaren Stimme eine kleine, entzückende, altfranzösische Ballade deklamierend — die paßte so gut zu ihrer Erscheinung — ja — und diese Thea Gröning war seine — seine — Frau. . . .

Da klangen in die lockende, blickartige Vorstellung Theas Worte und riefen ihn zur Wirklichkeit zurück: „Nein, Herr Delarue, Sie sind im Irrtum, wenn Sie glauben, daß ich nur zum angenehmen Zeitvertreib Deklamationsunterricht nehme. Im Gegenteil — mir ist es sehr ernst mit meinem Studium — ich gehe nämlich zur — Bühne.“

So, nun war es heraus. Nun mochte er über sie denken, wie er wollte. Das zu hören, hatte er sicher nicht erwartet.

Fred war in der Tat sehr überrascht — so sehr, daß er vergeblich nach einer passenden Antwort suchte. Dann fiel ihm ein, daß seine Mutter noch unlängst die Bemerkung hatte fallen lassen, daß für die meisten jungen Mädchen von heute die Zeit käme, wo sie sich einbilden, Künstlerinnen werden zu müssen, gleich viel, ob sie irgend ein Talent besäßen oder nicht.

Er lächelte nachsichtig bei diesem Gedanken und meinte scherzend:

„Sie werden mir hoffentlich gestatten, gnädiges Fräulein, Ihnen bei Ihrem ersten Auftreten Rosen zu pfeifen legen zu dürfen.“

Gleich darauf bereute er die banale Phrase, die ihm gegen seinen Willen entglüht war, denn Thea schaute ihn mit vorwurfsvollen, schimmernden Blicken an und sprach leise:

„Sie machen sich lustig über mich, Herr Delarue — das ist nicht hübsch von Ihnen. Ich nehme es wirklich ernst mit meinem Beruf.“

„In meinen Augen hat eine Frau nur einen wichtigen Beruf — den Mann ihrer Wahl glücklich zu machen und sich von ihm auf Händen tragen zu lassen“, sagte er leise.

„Es gibt aber doch Ausnahmen.“

Das klang ein bißchen kokett herausfordernd. . . .

Theas dunkle Augen, die so zärtlich und schelmisch blicken konnten, lachten ihn an.

Eine heiße Woge kopfloser Verliebtheit flutete über Fred Delarue dahin; wenn Thea Gröning ihm soeben versichert haben würde — sie übe sich im Seitentanz und würde demnächst eine öffentliche Vorstellung geben — er hatte sie und ihre Kunst hinreichend gefunden.

Thea aber lies jetzt förmlich, um die anderen drei, die am Ende des Waldes auf der Straße warteten, zu erreichen.

Hier hielt auch Freds Auto.

Da in dem Landaulet nicht alle Platz finden konnten, so schickte Fred den Wagen nach Hause, schloß sich der kleinen Gesellschaft an, die — es war eine Marotte von Tant? Piets — dritter Klasse fuhr. Anders tat sie es nicht auf der Stadt- und Vorortbahn.

Fred saß im Coupé Thea gegenüber. Es war wie ein Rausch über ihn gekommen. Die anderen störten

ihn — besonders Heino, der so gut bekannt mit der zukünftigen Kollegin schien. Sie nannten einander beim Namen — es fehlte nur noch, daß sie sich duzten, dachte Fred ärgerlich. Es war ja vollkommen unsinnig, daß Thea zur Bühne wollte. Sie mit ihrer wundervollen Erscheinung gehörte in ein reiches, vornehmes Haus, in dem sie die gebietende Herrin war. Seine Mutter sollte Thea Gröning kennen lernen, das stand fest bei Fred. So sehr war er in seinen Gedanken mit ihr beschäftigt, daß es ihm erst, nachdem man sich an der Wannseebahn in Berlin von ihr und ihrer Gesellschaft getrennt hatte, einfiel, daß er Henrika überhaupt nicht mehr angeredet, sie gar nicht gefragt hatte, wie es ihr gehe, ob sie bereits Unterricht in verschiedenen Lehrfächern nehme? — Sie hatte doch so sehr viel nachzuholen. Doch es hatte einer Frage nach ihrem Ergehen ja gar nicht bedurft — selbstverständlich ging es ihr gut bei den Grönings — sie hatte ja auch so fröhlich gelacht und unglanblich schön ausgesehen in ihrem weißen Tuchkostüm und dem großen, schwarzen Hut. Hans Gröning konnte zufrieden sein, daß er seine Braut aus Kanada nach Berlin geschickt hat. Wer hätte das gedacht, daß Henrika dy Santos am Ende gar seine, Freds, Schwippschwägerin werden würde. — Er spannte sich in solche Zukunftsträume ein — Thea in ihrer jungen, siegenden Schönheit lag ihm mentwegt im Sinn — Thea Delarue — das klang wie Musik. . . . Er sprach den Namen immerfort vor sich hin, während er im Auto saß und nach Hause fuhr.

Das Haus der Familie Delarue lag im alten Westen von Berlin. Obgleich sein Entstehen in eine fern zurückliegende, altmodische Zeit fiel, war es nach allen Ansprüchen der Neuzeit umgebaut und eingerichtet worden. (Fortsetzung folgt.)



Niedere Naturen begegnen dem fremd gewordenen Freunde mit hitziger Grobheit, edle mit höflicher Kälte. G. v. Dörfer.

Berliner Theaterbrief.

Nürnberg im Stadion.

Berlin, 18. Juni.

Um diese Zeit dieses Jahres 1916 sollten auf dem großberlinischen Stadion die olympischen Spiele stattfinden. Der Krieg zwang die Völker zu einem ernsteren Ausmaß ihrer Muskelkräfte. Damit aber das Stadion nicht umsonst vorhanden sei, baute man Alt-Nürnberg hinein. Statt der Turner, Ringer, Springer, Ball-, Diskus- und Langenwerfer erschienen auf Kommando des Kommandanten von Berlin, Generals der Kavallerie z. D. v. Böhm, ein paar tausend nicht olympische, aber immerhin spreeathenische Meisterfinger, um das so benamigte Wagnerwerk letzten Akties in die Arena zu tragen, im Dienste der Kriegshilfe. Die Mauern, Stadttore und Türme Nürnbergs sehen an Ort und Stelle auch heute noch recht imponierend aus, und nicht so possierlich, wie in dem endlos ausgedehnten, alles verschlingenden Stadion. In die kleinste Bühne hineingemalt erscheint Hans Sachsens Nürnberg wahrer, als es trotz Lebensgröße auf dem Wiesenungetüm erschien. Für ein solches Wiesen-Naturtheater mußte man auch amerikanisch verfahren und dazu New Yorker Wollenträger aufführen lassen; natürlich im Nürnberger Baustil. . . .

Mit Max Reinhardt, der sich das Stadion von seinem Konkurrenten Barnowsky hatte wegschnappen lassen, hat die edle Kunst entschieden den Zirkusraum beschritten; Witzspiele und Shakespeare wurden bei Schumann und Busch erprobt. Das Schauspiel gewaltiger Statistennengen hat ebenso seine Berechtigung wie das enge, technisch hochausgebildete Bühnenhaus, das weite Perspektiven und mit Regieknissen agierende Massenwirkungen vorzutauschen sucht. Aber die Freiheit des vorbildlichen antiken Theaters hatte auch ihre Gesetze. Die Sitzreihen, die amphitheatralisch Tausenden Platz boten, waren zugleich auf ihre Schallwirkung berechnet; auch die Bühne mußte akustischen Anforderungen entsprechen. Wiesenmauern wurden zuweilen aufgeführt, so in Arles. Der

Aus der Kriegszeit.

Ein Gedentag der Christianisierung Posen. In einem in diesen Tagen erlassenen Hirtenschreiben weist der Erzbischof von Gnesen und Posen, Dr. Edmund Dalbor, auf ein großes geschichtliches Ereignis hin, das für Posen von einschneidender Bedeutung ist. Der Erzbischof betont, daß von Gnesen und von Posen aus zuerst das Licht des christlichen Glaubens erstrahlte, das die Finsternis des Heidentums im ganzen Posener Land zerstreute. Es sind jetzt gerade 950 Jahre verflossen, seit Miecislau, Herzog des Posener Landes, die heilige Taufe empfing und das ganze Volk nach seinem Beispiel der Fahne des Christentums zu folgen anschickte. Posen war der Sitz des ersten Bischofs und Gnesen der Ausgangs- und Mittelpunkt kirchlicher Ordnung. Wie in dem Hirtenbrief weiter ausgeführt wird, benutzte die Vorsehung vor 950 Jahren zur Durchführung des göttlichen Heilsplanes Dobrawka, die fromme Tochter des Böhmenherzogs Boleslaus. Die Fürstin, die eine streng christliche Erziehung erhalten hatte, sah es, als sie mit Miecislau die Ehe schloß, als ihre erste Pflicht an, dem Christentum im ganzen Lande Geltung zu verschaffen. „Dobrawka arbeitete,“ so sagt ein Chronist jener Zeit, „an der Bekehrung ihres Gatten,“ und der Schöpfer erhörte sie in seiner Barmherzigkeit. Durch Gottes unendliche Güte, unter den ständigen Ermahnungen seiner geliebten Gattin, verwandelte sich der frühere Verfolger, warf von sich das Gift des Unglaubens und wusch ab die ererbte Schuld durch die heilige Taufe. Und es folgten ihm als ihrem Haupte und geliebten Führer die bisher schwachen Glieder seines Volkes.“ In Dom zu Gnesen ruht jetzt noch die Asche der Dobrawka, der Taufpatin des Posener Landes, und in der goldenen Kapelle des Posener Domes schläft Miecislau den Schlaf der Ewigkeit. Ein Denkmal daselbst stellt ihn dar, wie er mit der linken Hand das Kreuz umfaßt, während er mit der rechten auf das Kreuz hinweist. Zugleich mit der christlichen Religion kam auch die Kultur ins Land. Christliche Kulturstätten entstanden: der Posener Bischofsitz, bald nach Miecislau's Taufe errichtet; die Gnesener Metropole, ungefähr 30 Jahre später gegründet, die Klöster in Tremessen, Mogilno, Strelas, Lubin und Meseritz. Der Erzbischof macht darauf aufmerksam, daß die Kultur auf demselben Wege wie die Religion, nämlich vom Westen her, in das Land kam, und daß wir darum auch das Jubiläum der kulturellen Verschmelzung mit dem Westen feiern können, die innige Verbindung auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst, der Sitten und Gebräuche. Dem Kloster zu Fulda schein dabei das Hauptverdienst an den Beziehungen zwischen dem christlichen Neuland und den alten christlichen Kulturstätten des Westens zu gebühren. In dem Verzeichnis der verstorbenen Wohlthäter des Klosters zu Fulda finde man heute noch unter dem Jahre 922 den Tod Herzogs Miecislau's von Posen verzeichnet.

Soldatengesichter. Die zahlreichen Abbildungen von Heerführern und Soldaten aus unserer Armee, aus den Truppen unserer Verbündeten und aus den feindlichen Lagern, die wir in den Zeitungen und Zeitschriften täglich sehen, haben uns eine anschauliche Vorstellung von den Gesichtszügen der Kämpfenden vermittelt, und es ist ein buntes Bild der verschiedensten Rassen, Charaktere und Temperamente, das sich da vor uns aufstut. Schärfer aber noch als der gewöhnliche Betrachter sieht der geschulte Physiognomiker, der gewohnt ist, tiefere Erkenntnis zu weitergehende Schlüsse aus den menschlichen Gesichtern zu entnehmen. Deshalb verdient eine psycho-physiologische Studie über das Gesicht des Soldaten, die Oskar Linden in dem nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ veröffentlicht, besondere Aufmerksamkeit. Beobachtet man die Schädelform der hervorragenden Persönlichkeiten, die in dem Kriege die Hauptrolle spielen, so erkennt man, daß König Georg von England, der verstorbene Lord Kitchener, Zar Nikolaus II. und andere Heerführer aus dem feindlichen Lager ausgesprochene Vertreter der Langschädelform sind. Eine gewisse Weichheit kommt in diesen Köpfen zum Ausdruck, die

Dufollismus allein genügt der verfeinerten Dramaturgie der Alten nicht mehr; war die Natur ringsum wunderschön, dann um so besser: in Taormina auf Sizilien mochten Schneekuppe und Rauchpinie des Atna als Staffage dienen, — aber das ideale griechisch-römische Theater dort, zu dem auch die Großstädter von Syrakus, abwechselnd mit den Jähren, wandern mochten, hat Freibauten von so reizvoller Zweckdienlichkeit, daß sich die Berliner Reinhardt-Varnowsky davon etwas abgucken mußten. So ein Stadion, wie das am Ende der Döberitzer Heerstraße, schlägt trotz „Wundern der Regie“ jede Kunst tot, genau wie jeder Zirkus es tut.

Die siebenundzwanzigtausend Zuschauer ringsum waren schon an sich ein so überwältigendes Bild voll Anruhe und Unregelmäßigkeit, daß dazwischen Alt-Nürnberg mit samt den Meisterängern sozusagen zerquetscht wurden. Augenblicklich wünschte sich ein jeder, der mit Mühe und Not einen Platz erkaufte hatte, dort drüben mittelalterlich gewandert unter den Mitspielenden zu sein. Die konnten sich noch amüsieren; die konnten mittan, konnten auch singen, wenn sie wollten, und konnten vor allem den Hans Sachs des dröhnenden Michael Bohnen, das Meisterlied des schmetternden Hermann Jadowler und sogar die glöckelnde Stimme der Claire Duz aus nächster Nähe hören. Sie genossen obendrein den vielleicht mißhörenden Spektakel der Zehntausende ringsum, die, wohl zur Strafe, daß sie nicht mittan, auch nichts zu hören brauchten. Wenn Varnowsky mit dem kommandierenden General nochmals so die „Meisterfänger“ aufführt, soll er dem Publikum den Zulaß verbieten. Oder aber allen befehlen lassen, in der Tracht der Zeit zu erscheinen und sich unter Ehre und Stotiften zu mischen; auf einmige fünftausend Nürnberger mehr oder weniger in der Arena kommt es nicht an. Zumal schon die Nürnberger Bünste die Berliner waren, die mit ihren alten Zünungsfaschen und Abzeichen die Statistenaufgabe übernahmen. Alle Gesangsvereine, sehr anerkennenswert geschult, hatten sich Leo Blech unterstellt, der als Stadionkapellmeister die Militärmusiken von zwei Duzend Berliner Ersatzbataillonen nebst Soporen- und anderen Orchestern unter den Takstoch nahm. Wagners Genie trägt alles; manchmal klang das Regionenaufgebot von Stimmen und Instrumenten erstaunlich gut; zuweilen auch anders. Auf der uferlosen Wiese zerrinnen zweihundert Violinen, bergirpen Harfen, will man nur Blech und immer wieder Blech mit obligatem Trommelfell. Aber Varnowskys Können erwarb sich doch Lobpreisung; das Festtreiben auf der Wiese war tüchtig ausgedacht; die Zunftmengen drängten sich durch die Stadttore immer rechtzeitig vor, um auf die Note genau anderen Platz zu machen; Kinderreihen, tanzende Mägdelein, allerlei statistisches Kleinwerk belustigte manche Zuschauer, bis zu denen der Refordbariton und der Refordtenor nicht zu dringen vermochten. Wir wünschen Bohnen, Jadowler usw. nicht, wenn ihre Stimmen schon an Wagner einmal „totgesungen“ werden sollten, daß es vorzeitig hier geschehe — auf dem Stadion olympischer Spiele.

Auf die Oper folgte glücklicherweise das Schauspiel: Nürnberg überließ „Wallensteins Lager“ den Plan. Da hatte auch der General der Kavallerie mit bei der Regie sein können: Panzerreiter galoppierten Schwadronenweise herein, Heerhaufen, Marketenberowagen, Troß und wanderndes Volk folgten. Ähnliches hatte man schon mehrfach im Freien gesehen, war weniger gespannt darauf, wie auf den „Meisterfänger“-Akt. Aber das kriegerische Treiben gefiel besser; die Kanonen, die Waffen, das bunte Tuch unter der lachenden Sonne, die sich eigens nach langem Schmolzen eingefunden hatte, dazu vor den eilig aufgeschlagenen Zelten Lagerfeuer (an denen allerdings keine Ohren gebraten wurden, von wegen der Fleischarten . . .): man vermischte es weniger, daß von den deklamierenden Generalen und Obristen (Diegelmann, Sternberg, Loos usw.) auch nicht ein Laut zu vernehmen war, und daß nur Hermann Wallentin eine Kapuzinerpredigt hielt, die durch einen hellenischen Schalltrichter zu kommen schien.

Selbst die Fürstenloge war gut besucht; das friedliche Kriegsspiel war zahlreichen Feldgrauen eine willkommene Abwechslung. Das Stadion wird einmal später, wenn es der Friede wieder erlaubt, zu manchem frohen Volksgetümmel Anlaß geben, d. h. wenn die Olympier Jupiter gebeten haben werden, hienieden wieder für weniger blutige Spiele zu sorgen.

Karl Lahm

nur in vereinzelt fortgeführten der unteren Gesichtspartie die Linien militärischer Charakters zeigen. Die gestreckten Linien des Gesichts vom Scheitel bis zu dem meist spitz zulaufenden Kinn lassen einen energischen Gesamtausdruck des Gesichtes vermischen. Die für das Soldatengesicht typischen scharfen Linien um die Nasenflügel und Mundwinkel fehlen, da sie die besondere Eigenheit der Rundschädel sind. Nirgends erscheint bei den feindlichen Heerführern jene Strenge und Durchgeistigung der Züge, wie wir sie in den Gesichtern der meisten deutschen Heerführer, so bei dem Kronprinzen von Bayern, bei Hindenburg, Madensen, Weseler und anderen finden. Der Typus der gelehrten Soldaten, bei dem sich die charakteristischen militärischen Züge mit dem gemüthvollen Ausdruck des Professors paaren, ist auf das schärfste ausgeprägt in den Kopf Moltkes, in den Zügen der Feldmarschälle Graf Häßeler und Freiherr v. d. Goltz. Überhaupt tritt das echt Soldatische des Gesichtes beim Rundschädel viel bedeutender hervor als bei den Langköpfen. Die längliche Kopfform ist eben der Ausprägung von Gesichtslinien, die Tatkraft, Willensfestigkeit und geistige Reife kennzeichnen, viel weniger zugänglich. Diese Linien aber erscheinen gegen uns aber nur bei dem deutschen und österreichisch-ungarischen höheren Offiziere. In den Zügen des österreichischen Generalstabschefs Freiherrn v. Höbendorfs tritt die militärisch-energische Linie gegen den geistigen Ausdruck ein wenig zurück. Höbendorfs prachtvoller Charakterkopf kann als der Idealtypus des Offiziers der österreichisch-ungarischen Armee gelten. Diese typischen Soldatengesichter finden wir nicht bei unsern Feinden, die ihrer Schädelform nach zu den Langköpfen gehören, so besonders die Engländer und Franzosen, wie auch die Italiener. Bei den Russen und Serben tritt zwar in der Mehrzahl die runde Schädelform auf, doch ist die Eigenart des Soldatengesichts durch die nationale Abstammung und zahlreiche Blutmischung vollkommen vermischt. Im Auge, das ja der Spiegel der Seele ist, kommt der Unterschied zwischen dem Gesichtsausdruck in den Zügen der deutschen und österreichisch-ungarischen Soldaten und dem unserer Feinde sehr deutlich zur Geltung. Die Augen der Unseren blicken ernst und ruhevoll, klar und beobachtend; keine Spur von Verschmittheit und Hinterlist. Betrachten wir dagegen die Gesichter feindlicher Heerführer, so z. B. der serbischen Generäle Putnik und Stefanowitsch, so sprechen aus ihnen Verschlagenheit und Heimtücke. Der Blick des Russen ist zumeist unaufrichtig, der Ausdruck seines Auges strepid. Charakteristisch sind die Gesichter der französischen Soldaten mit ihren edigen Formen und scharfen Linien. Hier tritt der militärische Charakter in dem etwas ausladenden Kinn schon mehr hervor. Das echte Soldatengesicht begegnet uns aber nur bei den deutschen und österreichisch-ungarischen Krieger. Die Energie und Intelligenz, die sich in seinem Gesichtsausdruck zeigen, verleihen ihm ein Gepräge, das in den Gesichtern der feindlichen Soldaten fehlt. Es ist der Ausdruck der Verantwortlichkeit und Rechtfertigkeit der nur durch stete Disziplin und Schulung erzielt wird, und dieser seit langem in den Heeren der Zentralmächte ausgebildete militärische Geist ist es, der den Typus des Soldatengesichtes nur bei dem deutschen und dem österreichisch-ungarischen Krieger rein in die Erscheinung treten läßt.

Die Trauer des „Eismannes“ um Lord Kitchener. Aus den zahllosen Nachrichten über die Trauer um Kitchener, die noch heute alle englischen Blätter mit den verschiedenartigsten Berichten füllen, kann man ersehen, welche ungeheuren und nachhaltigen Eindruck der Tod des Kriegsministers in London hervorrief. Doch trotz des aufrichtigen Schmerzes kam es in den Straßen auch zu verschiedenen kleinen Begebenheiten, die nicht ganz einer gewissen ungewollten Komik entbehren. Auf offiziellen Befehl wurden die englischen Flaggen auf den öffentlichen Gebäuden auf Halbmast gesetzt, und fast alle Wohnhäuser stellten Trauerfahnen heraus. Merkwürdig nahm sich inmitten dieser feierlich ernstesten Stimmung die Trauer aus, die in einer der belebtesten Londoner Straßen ein Speiseeis-Händler auf seine Weise zur Schau trug. Die kleinen Karren dieser Händler sind in diesem Kriegssommer mit englischen Kriegsflaggen geschmückt, und als der Eisverkäufer sah, wie alle Fahnen plötzlich auf Halbmast gesetzt wurden, wollte er auch das Seinige zu dieser nationalen Ehrenzeigung für Kitchener beitragen, und so setzte auch er auf seiner Karre das kleine Fähnchen über den mit farbigem Eis gefüllten Schüssel auf Halbmast.

Die Dienstbotennot in Amerika. Die Amerikaner, die bisher durch den Krieg nur in der vorteilhaftesten Weise beeinflusst wurden, da die ins Unermessliche ausgestaltete Munitionserzeugung das ganze Land bereichert, haben nun auch, wie die Londoner Blätter mit schlecht verhehlter Schadenfreude melden, wenigstens im Kleinen eine unangenehme Begleiterscheinung des Krieges zu verspüren. Es ist die Dienstbotennot, die in den Vereinigten Staaten eine höchst bedenkliche Ausdehnung anzunehmen beginnt. Die Ursachen dieser Erscheinung sind insofern im Kriege zu suchen, als der erheblichen Verminderung der Einwanderung die Schuld zugeschrieben wird. Während im Frieden rund 1 250 000 Menschen im Jahre einwanderten, ist diese Zahl im Jahre 1915 auf 325 000 herabgesunken. Kroaten, Slawen, Ruthenen, Böhmen, Russen, Italiener und Scandinavier, aus denen sich hauptsächlich die Klasse der dienstbaren Geister in Amerika rekrutierte, sind nur in geringer Zahl während des Krieges nach den Vereinigten Staaten gekommen, und heute ist anscheinend nichts in New-York, Chicago usw. begehrt als ein Stubenmädchen oder eine gute Köchin. Die erste Folge dieses Zustandes ist eine beispiellose Lohn-erhöhung. So erhält ein einfaches Stubenmädchen bereits 140 Mk. im Monat, eine Köchin sogar 200 Mk. und mehr. Ausgebildete Wirtschaftserinnen können überhaupt Lohn in jeder Höhe verlangen. Dies ist das erste Anzeichen der Schädigung, die Amerika durch die Verminderung der Einwanderung zu erwarten hat. Die Einwanderung der Russen sank von 255 660 im Jahre 1914 auf 26 187 im Jahre 1915 herab; die Einwanderung aus Italien von 283 738 auf 49 688, aus Irland von 24 688 auf 14 185, aus Schweden von 14 800 auf 6885, aus Dänemark von 6262 auf 3312.

Johannisbrot und Karat. (Zum Johannistage, 24. Juni.) Johannes der Täufer, dessen Gedentag die Kirche auf den 24. Juni, das frühere heidnische Fest der Sommerwendepunkte, festgelegt hat, soll sich in der Wüste nicht nur von wildem Honig und Heuschrecken, sondern auch von Johannisbrot genährt haben. Der Johannisbrotbaum, der also dem Vorläufer Christi seinen Namen verdankt, ist ein immergrüner, nicht sehr hoher, aber schattenreicher, mächtig ausgebreiteter Baum, der am liebsten in der Nähe des Meeres die heißen Felswände, die ihm zum Schutze gegen kalte Nordwinde dienen, mit seinen Wurzeln umklammert. Seine Früchte, braune und flache Schoten, die horn- oder sichelförmig gekrümmt sind, mit glänzend dunklen bohnenartigen Samen und süßem, nahrhaftem Fleisch, dem sog. Johannisbrot, werden von Menschen und Tieren gegessen und bilden einen namhaften Handelsartikel. Man preßt aus den Schoten auch eine Art Honig, mit dem andere Früchte angemacht werden, und benutzt die Rückstände als Schweinefutter. Die Schoten, die bei uns heute noch in der Kinderwelt als Lederbissen betrachtet werden, hießen im Griechischen keratia (kleine Hörnchen). In der Parabel im 15. Kapitel des Lukas-Evangeliums begehrt der verlorene Sohn, der zum Hüter einer Schweineherde herabgesunken ist, seinen Hunger mit der Hörnchen (apotonkoration steht im griechischen Urtext; Luther sagt in seiner Bibelübersetzung an dieser Stelle „Treber“) zu stillen, die die Schweine fressen, aber niemand gab sie ihm. Der Name Keratia wurde auch auf die Bohnen der Johannisbrotschote übertragen, die seit jeher im Orient eine Gewichtseinheit darstellten und heute noch das kleinste Gewicht bezeichnen, und daher stammt das Wort Karat, das als Gewichtseinheit für Diamanten, aber auch für andere Edelsteine, besonders aber als Gradbezeichnung für die Feinheit des Goldes gebraucht wird. Von den Byzantinern, die die Keratia beim Wiegen von Gold, Edelstein und Perlen benutzten, übernahmen die Italiener das Gewicht als carato und unsere alldutschen Vorfahren als garat mit Betonung der ersten Silbe. Unsere neuhochdeutsche Schreibung Karat mit der Betonung der letzten Silbe geht auf die französische Form carat zurück, der das italienische carato zugrunde liegt. Das widerspricht freilich der üblichen Annahme, daß das Wort Karat in die europäischen Sprachen aus dem Arabischen gelangt sei. Natürlich liegt der arabischen Bezeichnung kirat ebenfalls das oben erwähnte griechische Wort zugrunde; es ist aber vom kulturgeschichtlichen Standpunkte aus von Belang, daß die Deutschen, Italiener und Franzosen die Karatwägung nicht von den Arabern, sondern von den Byzantinern übernommen haben.